

HANSER

Tadeusz Rozewicz

In der schönsten Stadt der Welt

Erzählungen

Übersetzt von Roswitha Matwin-Buschmann

Herausgegeben von Roswitha Matwin-Buschmann

ISBN-10: 3-446-20766-X

ISBN-13: 978-3-446-20766-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-20766-0>

sowie im Buchhandel

Im Zimmer brannte eine schwache Glühbirne. Auf dem Tisch lagen altbackene Brötchen und eine geöffnete Blechbüchse. Ludwik las in einer alten polnischen Zeitung. Wie gut, daß er die Schuhe darin eingewickelt hatte. Jetzt war jede freie Minute ausgefüllt. Am Nachmittag hatte er einen Bummel durch die Straßen gemacht und sich die Schaufensterauslagen angesehen. Gestern morgen noch hatte er Koffer gepackt: Anzug, Unterhosen, die vier besten Hemden, Taschentücher. Das Wörterbuch. Dann der Flug. Die lässige Handbewegung des französischen Zöllners auf dem Flugplatz. Lichter in der Dunkelheit. Er hatte das Gefühl, daß ihm der graue Alltag auch hierher gefolgt war. Doch das konnte er nicht seinem Gefährten sagen, der die Eindrücke vom Tage gewissenhaft in seinem Notizbuch festhielt. Der Gefährte hatte gestreifte Socken an den Füßen und redete schon vom ersten Tag an dauernd davon, daß er »wieder nach Hause müsse«. Ludwik faltete die Zeitung sorgfältig zusammen und steckte sie ins Nachtschränkchen. »Was gab's in der Stadt?« fragte er. »Ich hab ein Glas Wein getrunken und war auf dem Boulevard. Eine Riesenauswahl an Damenschuhen. Ein Paar mit Pfennigabsätzen würde ich gern kaufen.« »Und wie war's im ›Casino de Paris‹?« »Das reinste Tingeltangel!« »Erzähl schon, Mann, dir läuft ja das Wasser im Munde zusammen!« »Irgendwelche Pagoden und Altäre und nackte Weiber.« »Und was haben die gemacht?« »Sich verrenkt.« »Und zwar wie?« »Ganz verschieden. Du, wir müssen Bescheid sagen, daß sie uns morgens statt Kaffee Kakao bringen.« »Ach, hör doch auf.« Ludwik erhob sich vom Bett und trat an den Tisch. »›Monsieur‹ hat heute geknurrt, im Schrank dürfte keine Marmelade aufbewahrt werden.« »Das ist ein Homo.« »Erzähl schon, wie war's in diesem ›Casino de Paris‹!« »Schlösser, Lampions, Straußfedern, Gondeln. Grauenvoll. Ehrlich, ein unglaublicher Tinnef. Und ich sage dir, die ganze Stadt ist so. Nichts als Tinnef. Und du, was hast du heute gemacht?« »Ich war im Museum.« »Sag mal, ist das Hemd schon sehr zerknautscht?« »He, Alter, du hast dir schon seit einer Woche nicht mehr die Füße gewaschen.« »Ich wasch sie mir im Bidet.« »Angeblich kann man hier ein Bad bestellen.« »Ich bin nicht hergekommen, um zu baden.« Samuel kämmte sich die Haare. »Ich bade zu Hause.« Es klopfte. Samuel bewegte unruhig die Füße in den Socken. Ludwik sagte: »Herein.« Eine schlanke Frau in schwarzem Pullover trat ins

Zimmer. Samuel setzte sich im Bett auf. »Grüß euch«, sagte sie. »Sieh mal an, sie sind in Paris! Nicht zu fassen! Sie sind also da. Und was macht ihr hier?« Sie küßte Ludwik auf die Wange. »Wir waren im Louvre. Setz dich doch. Ich soll dir was von deinem Mann ausrichten.« »Und das wäre?« »Gerwazy hat gesagt, du sollst nicht soviel in der Stadt rumrennen.« »Schön, und was hat er noch gesagt?« »Daß du das Essen nicht vergessen und nicht soviel herumrennen sollst. Er kommt im Juni her.« »Das hat er mir schon geschrieben. Was eßt ihr hier?« »Brötchen.« »Ich hab Bananen mit. Ich laß sie euch da.« »Hör mal«, sagte Samuel, »du mußt die Bananen doch auch bezahlen, wir können sie dir nicht einfach wegessen.« »Idiot.« »Idiot, einverstanden. Aber dein Geld fällt schließlich nicht vom Himmel.« »Ich soll den Triumphbogen vom Meister grüßen.« »Käse müßt ihr essen. Die haben hier angeblich über zweihundert Sorten.« »Von Käse versteh ich nichts.« »Schade, daß ich keine Kabanossi mitgenommen habe«, sagte Samuel und ließ die Füße in gelben Halbschuhen verschwinden. Gehen wir ein bißchen bummeln?« »Na, dann...!« »In die Stadt?« Ludwik zuckte die Achseln. »Raff dich auf«, rief M. »Willst du dich vielleicht nicht im Bett rumdrücken? Hier... Hier!« Sie verließen das kleine Hotel. Autos fuhren vorüber. Frauen saßen darin. Auch Männer. Hunde. Alle gepflegt und schön. Im berühmten Existentialistencafé saß ein dicker Kerl mit Brille. Er war häßlich und pockennarbig. Ludwik sagte zu Samuel: »Guck mal, ist das nicht Sartre?« »Der würde doch nicht allein sitzen.« »Wieso nicht?« M. bestellte drei Kaffee. »Die kommen nicht hierher«, sagte sie obenhin. »Dafür trifft man eine Menge Deutsche, Österreicher und Polen. Der G., dieser Blödian, hockt auch immer hier.« »Warte mal«, sagte Samuel, »ich muß mich kurz hinter dir verkriechen. Da kommt ein Bekannter aus Krakau.« »Zu spät«, sagte M. mit einem Lächeln. Der Bekannte aus Krakau stand mit erhobenen Armen am Tisch und musterte Samuel lächelnd. »Erkennst du mich nicht?« Samuel blickte unsicher, obgleich er ebenfalls zu lächeln versuchte. »Schon, schon...«, stammelte er. Doch der Bekannte aus Krakau stand noch immer mit erhobenen Armen da und rief: »Was machst du hier?« M. lächelte spöttisch zu Ludwik hin. Samuel schien sich für eine Antwort zu sammeln. Er murmelte sogar etwas. M. reichte dem »Bekannten« die Hand irgendwie von der Seite, als wollte sie ihn verscheuchen, der aber pflanzte sich erneut

vor Samuel auf, legte ihm beide Hände auf die Schultern und stand wie verzaubert da. Erst nach einer Weile ließ er sich auf einem Stuhl nieder. »Erzähle, was treibst du hier? Es ist tatsächlich so«, sagte er, an die anderen gewandt, »Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Menschen.« »Eben, eben!« sagte M. und lachte laut auf. »Hör zu, Ludwik, ihr müßt hier Bananen, Apfelsinen und Käse essen. Das ist das billigste. Zweihundert Käsesorten! Soll ich welchen bestellen, hast du Appetit?« »Vielleicht«, sagte Ludwik zurückhaltend, »aber es ist wirklich schade um dein Geld.« »Himmel, was für ein Schwachsinn!« Ihre blitzenden Augen wirkten jetzt jung. Wenig später brachte der Kellner Käsehappen auf einem Teller. Es waren verschiedene Sorten. Etwas Weißes, innen grün, als wäre es mit Schimmel gefüllt, ein hartes, gelbes, stinkendes Stück... Ludwik sagte: »Waleks Füße.« »Was hast du gesagt?« M. biß mit sehr spitzen weißen Zähnen in den Käse. Sie hatte etwas von einem Nagetier. »Der stinkt wie die Füße von Walek«, sagte Ludwik ernst. Der Unbekannte oder vielmehr der Bekannte aus Krakau saß jetzt fast auf Samuels Schoß. Er schaute ihm ins Gesicht, sprach im Flüsterton, zwitscherte beinahe. Samuel gab sich einsilbig. Seine Worte waren ruhig, genau bemessen. »C'est la vie.« »Samuel ist ein Esel«, flüsterte M. nicht eben leise Ludwik zu und lächelte Samuel dabei an. Samuel nickte zustimmend. »Ich freß keinen Stinkerkäse«, sagte Ludwik. »Das ist nichts für meinen Gaumen. Soll ich vielleicht Waleks Füße beschnuppern und küssen?« »Was hast du denn mit diesem Walek?« »Stammt noch aus dem Wald. Bei den Partisanen gab's so einen dummen Walek. Seine Füße stanken genauso.« »Na, weißt du! Du hast einen Geschmack! Und mimst auch noch den kleinen Jungen.« »Ich mime überhaupt nichts. Ich esse so was nicht, und damit basta.« »Eß ich's eben allein«, sagte M. gelassen. »Ist dann gleich mein Abendbrot.« Ludwik zog eine Zigarette aus der Schachtel und zündete sie an. Ein warmer Rauchschwaden kam ihm ins Auge. Er zwinkerte, und Tränen sammelten sich unter seinen Lidern. Er legte die Zigarette beiseite und seufzte. Eigentlich konnte er gar nicht rauchen, er machte keine Lungenzüge. Im Café war es leer. Die Gesellschaft am Nebentisch unterhielt sich auf deutsch. »Kommt, wie gehen noch irgendwo hin«, sagte M. Samuel und der »Bekannte« drückten einander die Hand und schüttelten sie lange. Schließlich verließ der »Bekannte« das Café. »Kommt«, sagte M.

zum zweitenmal. Samuel saß vor seinem kaltgewordenen Kaffee und schwieg. »Der Pockennarbige dort in der Ecke, der mit der Zeitung, das ist nicht Sartre. Das ist Dziuba aus /Lód’z. Jetzt erkenne ich ihn.« »So kommt doch endlich«, sagte M. Samuel lächelte und rief: »Wir kommen!« Ludwik beobachtete M. Da lief sie, schlank, in schwarzer Jacke und schwarzer Hose. Sie durchschritt die Lichtwellen. Schnittig, schnell. Rosa und blaue, rote und orangefarbene Lichter. Sie ging durch dieses Licht und redete, aber Ludwik hatte die ganze Zeit über den Eindruck, als ginge sie allein. Stolz und abweisend. Sie hatten sich niemals verständigen können. M. gab sehr oft auf Fragen keine Antwort. Oder sie lief aus dem Zimmer, wenn Ludwik gerade etwas über Kunst sagen wollte. Ludwik fühlte sich in ihrer Gegenwart unsicher, und er wehrte sich dagegen mit derselben Gleichgültigkeit, Ironie und Rücksichtslosigkeit. Diese M., so schien es ihm, hatte eine geheimnisvolle Gabe. Wie eine Wünschelrute an völlig unerwarteten Stellen Wasser findet, so konnte M. die Komplexe und Geheimnisse der Menschen bloßlegen. Mit einem einzigen Wort deckte sie vernarbte oder längst verheilte Wunden auf. Nie gab sie ein Urteil über diese Dinge ab; sie lächelte und winkte lässig ab. Manchmal sagte sie: »Ein Schwachkopf, ein Schwein, ein Idiot.« Ludwik empfand auch Abneigung gegen diese Frau, weil sie so ostentativ allen Schwächen den Rücken kehrte, die den Charme und den Reiz des sogenannten schönen Geschlechts ausmachten. Den geringsten Versuch, das Gespräch auf dieses Thema zu lenken, machte sie mit einer Handbewegung zunichte. Gleichzeitig glaubte Ludwik, ihre Gegenwart beeinflußte sein Leben auf irgendeine Art. Sie sahen sich selten, einmal im Laufe von Monaten. Ihre Gespräche waren sehr wortarm, zuweilen beschränkten sie sich auf das »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen«. Die große Glastür des Ateliers war verdunkelt gewesen. Eines Abends... »Wollt ihr euch die Bilder ansehen?« hatte M. gefragt. Die Frage kam unverhofft. Ludwik hörte zum erstenmal, daß M. jemandem anbot, sich ihre Bilder anzusehen. Der Meister war auch zugegen, der silberhaarige Poet mit den Augen eines Dorfhirten und der Phantasie eines Le Corbusier. Er hob den Zeigefinger und sagte salbungsvoll: »Wir müssen Ludwik lehren, ein Bild zu betrachten.« Er lachte sein Kinderlachen. Und da geschah das Unverhoffte. Ludwik zuckte die Achseln und sagte unhöflich, ja eigentlich flegelhaft: »Ich seh mir gar nichts an. Das interessiert mich

nicht.« »Aber, Ludwik...« Der Meister hob den Finger. M. sagte nichts. Als wäre kein Ludwik im Zimmer. Sie machte die Tür zum Atelier auf, und die Gäste verschwanden dahinter. Nach einer Weile waren Stimmen zu hören. Mein Gott, dachte Ludwik, dieser Mensch erzählt da nun völlig im Ernst, die Sixtinische Madonna habe ihm die Augen geöffnet. Er hörte die Stimme des Meisters... Vor hundert Jahren ist das gleiche Mickiewicz widerfahren, der das süße Bild für das größte Kunstwerk aller Zeiten hielt. Aber Mickiewicz hielt auch die »Makkabäer« für ein Kunstwerk. Ludwik saß allein in Gerwazys Zimmer und dachte darüber nach, daß sie dort im Atelier viel zuviel redeten. Sie kannten den Kommentar des Meisters zu einem Bild doch alle auswendig. Da öffnete sich plötzlich die Tür einen Spaltbreit, und ihr Kopf erschien darin. Der schwarze Pullover reichte bis hoch hinauf an den Hals, und ihr Kopf erinnerte ein wenig an jene wundervollen, vom Rumpf getrennten Köpfe, die den Betrachter so ansprachen. »Du Schwein«, sagte M. Gleichzeitig erhellt ein Lächeln ihr Gesicht. Es war ein ungewöhnliches Lächeln. Als lächelte ein Knabe mit dem Mund einer reifen Frau. Ihre Wangen waren beinahe rot. Ihre Augen blitzten auf und erloschen sofort. Seit jenem Abend hatte M. jahrelang nicht mehr mit ihm über Malerei gesprochen. Nie hatte sie ihm ihre Bilder gezeigt, nicht ein einziges Mal hatte sie ihn ins Atelier eingeladen. Ludwik tat, als hätte er keine Ahnung, womit M. sich befaßte. Natürlich sah er sich auf Ausstellungen ihre Bilder an, aber er sprach nicht darüber. Beide benahmen sich, als wüßten sie nichts von ihrer Arbeit, obwohl sie oft fröhlich miteinander plauderten. Unter der Oberfläche schlummerte gegenseitiger Groll. Gerwazy schwieg dazu. Er allein brachte es fertig, zu schweigen und sich loyal zu verhalten. Er wahrte Loyalität der Liebe und der Freundschaft gegenüber. Aber wer bemerkte das schon in einer Welt, die voll war von schnödem Gerede? Da alle imstande waren, über alles zu reden, verstand er zu schweigen. Er war verständnisvoll, ja nachsichtig. Vor der Abreise hatte Ludwik sich mit Gerwazy getroffen. Gerwazy hatte gesagt: »M. läuft angeblich tagelang in der Stadt herum, sie quält sich, und nachts arbeitet sie dann. Die ganze Kur ist für die Katz. Das mußt du ihr klarmachen...« Beim Abschied fügte er hinzu: »Kümmere dich um meine Frau.« »Hör zu, Mann, du weißt doch selbst am besten: um sie kann man sich nicht ›kümmern‹. Kannst du dir vorstellen, was sie für

ein Gesicht zieht, wenn sie erfährt, daß ich mich um sie kümmern soll? Ist dir das vielleicht schon mal gelungen?« Gerwazy lächelte hilflos. Nun ging Ludwik neben M. her und dachte an Gerwazys Worte. Natürlich hatte er nichts von Gerwazys Bitte erwähnt. M. würde wahrscheinlich so lange und so herzlich lachen, daß sie einen Straßenuflauf in der Metropole der Welt heraufbeschwore. »Sag mal«, begann Ludwik zögernd, »rennst du nicht ein bißchen viel in der Stadt herum?« »Nein.« Ludwik schwieg. Samuel schritt würdig einher in seinem schmuddeligen hellen Staubmantel. Hin und wieder machte er den Versuch, die ausgefransten Ärmel umzuschlagen. Angespannt wie ein Hypnotiseur, fixierte er die vorbeikommenden Frauen. Doch offenbar war die magnetische Anziehungskraft seines Blicks zu schwach, denn sie zogen ungerührt vorüber wie auf einer Modenschau. Ludwik starrte niedergeschlagen vor sich hin. Samuel war stark in Anspruch genommen. M. lachte. Sie lästerte über die bekümmerten und irgendwie betretenen Mienen ihrer Gefährten. Sie gab sich ungezwungen, und es sah so aus, als bemerkte sie die schönen Herren und die noch schöneren Damen und die bärtigen jungen Männer gar nicht. Woran mochte sie denken...? Sie kauften Karten fürs »Alhambra«. Rangplätze. Die Disease, aus deren Hinterteil rote Federbüschle wuchsen, sang mit tiefer kräftiger Stimme; sie schrie den Text des Chansons fast heraus. Das rauhe, warme Timbre ging den Zuhörern unter die Haut. Ihr Körper glänzte am Ende der Vorstellung. Schweißnässe bedeckte die Oberfläche dieses vollkommenen menschlichen Mechanismus. Ludwik fühlte sich wie mit schweren Eingeweiden vollgestopft, es kam ihm vor, als schlepppte er viel zuviel Knochen, Kaldaunen und Fett mit sich herum... Samuel zuckte die Schultern. »Sie ist gut, gewiß, aber für meinen Geschmack zu vulgär.« Sie verabschiedeten sich vor M.'s Hotel. »Ruft mal an«, sagte sie. »Tschüs.« Es war nach Mitternacht, als sie sich ans Abendbrot machten. Samuel wischte sich mit dem Taschentuch das Fett von Händen und Mund. Er hatte zwei Sardinen gegessen und mit einem Stück Weißbrot das Öl aus der Büchse gewischt. Er drehte den Wasserhahn auf, streckte den Kopf vor und schlürfte das kalte Leitungswasser gleich aus dem Hahn. Das tat er jeden Abend. Er trank keinen Tee. Ludwik sagte: »Du wirst dich noch übergeben. Unabgekochtes, kaltes Wasser auf das Öl!« »Im Lager war's schlimmer«, erwiderte Samuel. Er trocknete sich das

Gesicht ab, legte sich aufs Bett, zog das dicke Heft hervor und machte seine Eintragungen. »Idiot! Im Lager! Du bist in Paris und nicht im Konzentrationslager. Begreif das endlich. Du bist in Paris, und es ist Frühling. Du bist das erste und vielleicht das letzte Mal im Leben hier. Du sollst dich hier mit dem Nektar der Lust und der Freude vollaufen lassen, das Leben absahnen!« »Im Lager war's schlimmer«, wiederholte Samuel mit stoischer Ruhe. »Ich bin Wasser gewohnt. Das ist sehr gesund. Im übrigen fahre ich wahrscheinlich schon früher nach Hause.« »Hast wohl wieder den halben Tag vor den Schuhauslagen gestanden, wie? Von wegen, sich im Lager an Wasser gewöhnt, der kleine Schelm.« Aber Samuel gab keine Antwort. Wenig später klappte er sein Heft zu, zog sich aus und löschte das Licht. »Gute Nacht«, sagte er und wickelte sich in die Decke. »Hör mal«, fragte Ludwik, »was sagst du zu M.?« »Ein anständiger Mensch.« »Anständiger Mensch? Sie ist eine Frau.« »Für mich ist sie Malerin, sie will doch selbst keine Frau sein. Ein anständiger, ehrlicher Mensch. Na, und sehr begabt. Sie spielt sich nur zu sehr auf.« »Allerdings.« »Gute Nacht. Ich schlafe schon.« »Schlaf nur, immer schlaf, du treuest aller Ehemänner, die je in dieser Stadt gelebt und Wasser auf Öl getrunken haben.« »Was hast du gesagt?« »Ach, nichts.« »Gute Nacht. Morgen gehen wir in den Louvre. Eintritt frei.« »Na, dann schlafen wir eben.« Ludwik machte das Licht auf seinem Nachttisch aus. Jetzt, in der Dunkelheit, fielen ihm wieder ihre Bilder ein. Es war ihre erste Ausstellung nach den Jahren gewesen, die sie in den »Katakomben« zugebracht hatte. An einer grauen Wand hingen mehrere Bilder. Hier, in dieser fremden Stadt, begriff Ludwik, M. hatte sich in jenen Bildern entblößt. Das waren doch alles Selbstporträts gewesen! Sie, die so maskiert und unzugänglich war. Sie hatte die Geschichte ihres eigenen Organismus gemalt. Merkte denn niemand, daß M. ihr Inneres und die darin um sich greifende Krankheit gemalt hatte? Es waren Bilder von Geweben und Zellen, durch ein Mikroskop betrachtet. Noch nie waren solche Akte gemalt worden. Ein Körper, in Zellen, Nervenfasern und Blutgefäße zerlegt. Das waren Tafeln, die einem unbekannten Biologiebuch, einem Anatomieatlas entnommen zu sein schienen. Auf dem Karton war wie auf einer durchsichtigen Scheibe Blut zu sehen. Menschliches Blut unter dem Mikroskop. Rote Blutkörperchen. Blutplättchen. Schwarz. Rot. Weiß. Gelb. Auf

anderen Kartons waren Knochen dargestellt. Durchsichtig, leicht und zugleich so konstruiert, daß sie Lasten tragen konnten. Schulterknochen, Mittelarmknochen, Fingerknöchel. M. glich einem Vogel. Zwar war das Innere ihrer Knochen mit Mark gefüllt. Aber dieses Knochenmark schwand. Womöglich waren bei ihr die Knochen gänzlich hohl und federleicht wie bei Vögeln. Doch nicht nur die äußere Form der Knochen war auf den Kartons umrissen, auch ihr innerer Bau war dargestellt. Ludwik spürte, wie die tote, abstrakte Form auf diesen Bildern an ihrem Schöpfer zu zehren begann. Was bei anderen an der Oberfläche des Bildes blieb, die leere Form, die kalte und vollendete Konstruktion – auf ihren Bildern gewann es Leben. Die Form nährte sich von ihrem Blut und ihrem Mark. Sie verwandelte sich in einen lebenden und zu selbständigen Sein befähigten Organismus. Zur gleichen Zeit wurde ihr Skelett leichter. Es verwandelte sich aus dem Skelett eines Menschen in das Skelett eines Vogels. Nicht in den Äußerungen der Kritiker, die wie üblich von Daten, Ausstellungen und Bezeichnungen verschiedener Schulen, über die Einflüsse verschiedener Maler auf ihr Werk sprachen, entdeckte Ludwik die Quelle ihres Schaffens. M. war zur Natur zurückgekehrt und schöpfte aus der Natur. Sie malte die Landschaften ihres eigenen Organismus. Am besten war sie durch ein Biologiebuch zu erklären. Die Anatomie des Menschen. Das Skelett. Der Bau der Knochen. Darin war die vollkommenste Definition dieses Werkes enthalten. »... Die innere Struktur des Knochens zwischen der Oberfläche und der Knochenhöhle ist ein aus feinen Knochenbälkchen aufgebautes Gerüstwerk, die sogenannte schwammartige Knochensubstanz. Dabei zeigt sich, daß die Mehrzahl der Knochenbälkchen stets in den Linien des stärksten Zuges und Druckes verläuft. Ähnliche Prinzipien werden in der Mechanik angewandt, zum Beispiel beim Bau von Brücken und Kränen, wo die geschickte Verbindung dünner Streben es ermöglicht, einem beachtlichen Druck standzuhalten. Dieser Aufbau des Knochens macht uns verständlich, daß Röhrenknochen trotz ihrer inneren Hohlheit imstande sind, Druck auszuhalten...« M. hatte eine kurzärmelige weiße Bluse an. Schmale Schultern, spitz hervortretende Ellenbogen. Kurzgeschnitten das Haar, die Lippen leicht geschminkt. Sie lächelte fein und streckte Ludwik die Hände entgegen. Er hielt ihre kalten Hände in den seinen und spürte die

zierlichen Knöchel ihrer Finger. »Hör mal«, sagte er, »das wird doch zu kalt in diesem Blüschen.« M. gab keine Antwort. Sie legte den Kopf zur Seite und lächelte wieder. Zum erstenmal sah er ihren Mund. Sie stand am offenen Fenster, hinter ihr waren Pappeln zu sehen. Ein Schrei ertönte. Ludwik schlug die Augen auf. Auf dem Bett neben ihm lag ein Mann mit zurückgeworfenem Kopf, offenem Mund. Sein Gesicht glänzte wie mit grüner Glasur überzogen. Er atmete schwer, er stummte jeden Atemzug wie einen riesigen Stein, der auf seiner Brust lastete. Es gurgelte, und seiner Kehle entrang sich abermals ein heiserer Schrei in einer fremden Sprache. »Was ist? Was hast du?« rief Ludwik. »Wach auf! Hörst du?« »Ja? Was ist?« Samuel richtete sich im Bett auf. »Was willst du?« »Du hast geschrien.« »Ich? Geschrien?« »Du hast gebrüllt, als würdest du abgestochen.« »Was du nicht sagst?« »Das kommt davon. Wasser auf Ölsardinen.« »Wasser ist gesünder als Tee.« »Du, wer war denn der vergnügte Kerl, der dich da im Café aufgegabelt hat? Wohl ein Schulkamerad, was?« »Ach der... Der war nicht aus der Schule, sondern aus dem Lager.« »Und du hast ihn so auf Anhieb erkannt?« »Ich ihn? Nein. Er mich. Ich hab ihn erst jetzt erkannt. Hier, bevor ich eingeschlafen bin.« »Was hat er dir denn so freudestrahlend erzählt? Sah aus, als wollte er dir einen Heiratsantrag machen.« »Erzählt? Er hat sich gefreut, daß wir uns getroffen haben.« »Hab ich gehört. Berg und Tal kommen nicht zusammen und so weiter.« »Eben.« »Hör zu, Alter, willst du nicht mit in die Stadt?« »Nein. Um diese Zeit kann ich nicht weg.« »Wie spät ist es?« »Drei. Um sechs kriege ich einen Anruf von zu Hause. Ich muß noch den Flug bei der »LOT« buchen lassen.« »Ja, in zwei Wochen.« »Weißt du, Ludwik, ich kürze den Aufenthalt wahrscheinlich ein bißchen ab.« »Fahr doch gleich morgen.« »Nein, morgen noch nicht. Aber ich bleibe nicht eine Stunde länger hier. Morgen bin ich zum Essen eingeladen.« »Und von wem?« »Von Fischel, dem aus dem Café.« »Geh ruhig hin. Trinkst du wenigstens kein Leitungswasser. Wein ist gesünder.« »Du kannst mitkommen, wenn du willst.« »Aber! Ich bin froh, daß ich hier mit niemandem quatschen muß.« »Schlafen wir jetzt?« »Schön. Aber brüll nicht noch mal.« »Jetzt hat es sich gegeben. Aber manchmal ist das wieder da. Meine Frau hat mir erzählt, dann schreie ich nicht nur, sondern flüchte auch mit der Bettdecke. Doch auf mich kommt es sowieso nicht mehr an.« »Es kommt, es kommt. Red kein

Blech.« »Du, wir müssen morgen das Pflaumenmus aufessen. Wir dürfen die Teller nicht in der Schublade aufbewahren.« »Ich geh morgen ins Kino. Sie spielen einen Film mit Ingrid Bergman. Kommst du nicht mit?« »Ins Kino geh ich, wenn wir wieder in Polen sind.« »Ins Kino gehst du in Polen, die Füße waschen wir uns, wenn wir wieder in Polen sind. Tee trinkst du, wenn du wieder in Polen bist.« »Morgen gehe ich in den Louvre. Und nachmittags zum Essen mit Fischel.« »Nächste Woche kommt die englische Königin mit ihrem Mann.« »Monsieur zog heute oder vielmehr gestern eine sehr ungnädige Miene. Er meinte, wir würden zwei Teller und eine Gabel in unsern Schubfächern aufbewahren.« »Wir müssen eine Schuhbürste und Schuhcreme kaufen.« »Ich stelle meine Schuhe jeden Abend vor die Tür.« »Das tust du, aber keiner putzt sie dir.« »Sie putzen sie.« »Dann guck sie dir morgen mal genauer an. Arm wie eine Kirchenmaus und verlangt, daß ihm die Franzosen die Schuhe putzen. Für das bißchen Geld! Morgen kaufen wir eine Bürste.« »Kommst du nicht mit zu Fischel, zum Essen?« »Nein.« »Dein Stolz läßt das wohl nicht zu? Gott hat mir die Ehre der Polen anvertraut...« »Wir sind hier inkognito.« »Aber niemand weiß es.« Sie sprachen nicht miteinander. Ludwik erwähnte mit keinem Wort, daß er in der Nacht eine Analyse ihrer Bilder vorgenommen hatte. Er hatte sich ohnehin schon alles deutlich ausgemalt: sowohl seine Worte als auch ihre Reaktion... Sie hört ihm schweigend zu, sagt keinen Ton. Schließlich unterbricht sie ihn: »Gerede, leeres Gerede. Immer, wenn Literaten anfangen, über Malerei zu sprechen, kommt so ein Gewäsch heraus.« »Darf ich vielleicht nicht über Bilder sprechen?« entgegnet Ludwig gereizt. »Darf ich das vielleicht nicht?« »Du darfst«, erwidert M. »Jeder darf, aber es ist nicht nötig. Schade um die Worte. Einen ganzen Roman hat er sich dazu ausgedacht. Dabei liegt die Sache klar auf der Hand.« »Dann erklärst du mir am besten selbst das Geheimnis deiner Werke?« »Nein.« »Und wieso nicht?« »Weil ich keine Lust dazu habe.« M. kneift den Mund zusammen und schweigt lange. Dann fragt sie unvermittelt: »Wohin geht ihr eigentlich essen? Der Käse war gut...« Ludwik führte in Gedanken ein angeregtes Gespräch. Er stellte Fragen und beantwortete sie selbst. »Komm, laß uns einen Kaffee trinken«, sagte M. »Nein. Kaffee mag ich nicht.« »Dann trinkst du eben Wein.« »Von Wein kriege ich Kopfschmerzen. Ich gehe nach Hause.«